

Zeitschrift: Vom Jura zum Schwarzwald : Blätter für Heimatkunde und Heimatschutz

Herausgeber: Fricktalisch-Badische Vereinigung für Heimatkunde

Band: - (2002)

Artikel: Lebensweise in der Ur- und Frühgeschichte

Autor: Brogli, Werner / Maise, Christian

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-914071>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Fischerei und Jagd

Die weitaus längste Zeit lebten die Menschen von Gesammeltem und Erjagtem. Erst seit rund 7000 Jahren wird in unserer Region in nennenswertem Umfang Landwirtschaft betrieben. Rechnet man mit einem ersten Auftreten des Menschen in Mitteleuropa vor 600 000–800 000 Jahren (manche gehen sogar von 1 200 000 oder 1 500 000 Jahren aus), so nimmt die wildbeuterische Lebensweise 99 %, die bäuerliche lediglich 1 % der Zeit ein. Kann man sich schon die 300 Generationen, die die Bauern hierzu-

lande leben, kaum vorstellen (wessen Stammbaum reicht schon 30 oder auch nur 15 Generationen zurück), so ist man mit der Vorstellung von mindestens 30 000 Generationen, während der Wildbeuter hier lebten, hoffnungslos überfordert.

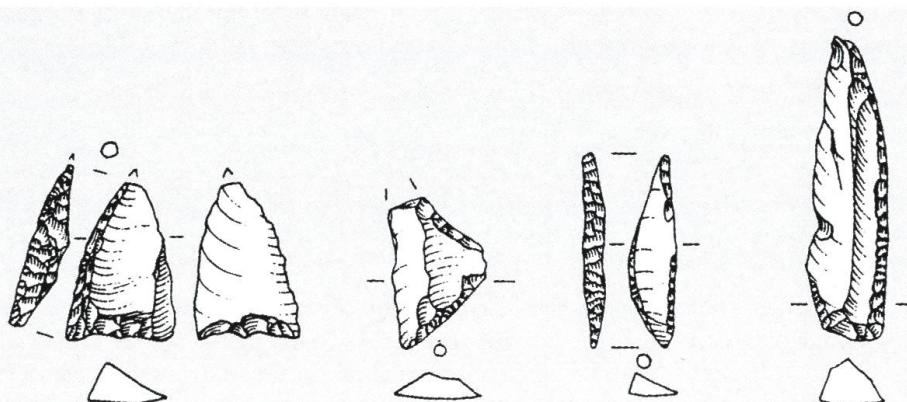
In diesen ungeheuer langen Zeiträumen änderte sich aufgrund des Wechsels zwischen Eis- und Warmzeiten die Umwelt mehrfach vollständig. Dem mussten sich die Menschen anpassen. Im Wesentlichen geschah dies durch Wanderungen. Wurde es kälter, so verlegten die einzelnen Gruppen ihr Sammel- und Jagdgebiet mit der wandernden Vegetation und den Tieren in

Das steinzeitliche Jägerlager in Bergalingen

Vor etwa 11 000 Jahren, noch vor Beginn der Warmzeit, errichteten Jäger und Sammlerinnen im Kirchgrubholz ein Lager. Der Platz bot viele Vorteile: Der sandige Boden war trocken, in der Nähe entspringen mehrere Quellen und die gute Aussicht liess Jagdtiere schon von weitem erkennen.

Der Lagerplatz wurde immer wieder aufgesucht. Dies erklärt die enorme Ausdehnung von 10 000 Quadratmetern. Mit 8700 Silices ist die Fundstelle vom Kirchgrubholz bei Bergalingen zudem einer der fundreichsten mesolithischen Lagerplätze in Baden-Württemberg.

Die kleinen Feuersteinsplitter wurden nebeneinander in Messer, Speer- oder Pfeilspitzen geklebt und bildeten so eine lange und gleichzeitig leichte Schneide.



Mittelsteinzeitliche Feuerstein-Werkzeuge vom «Kirchgrubholz» bei Bergalingen DE.
(Ludwig Stetter 1999)

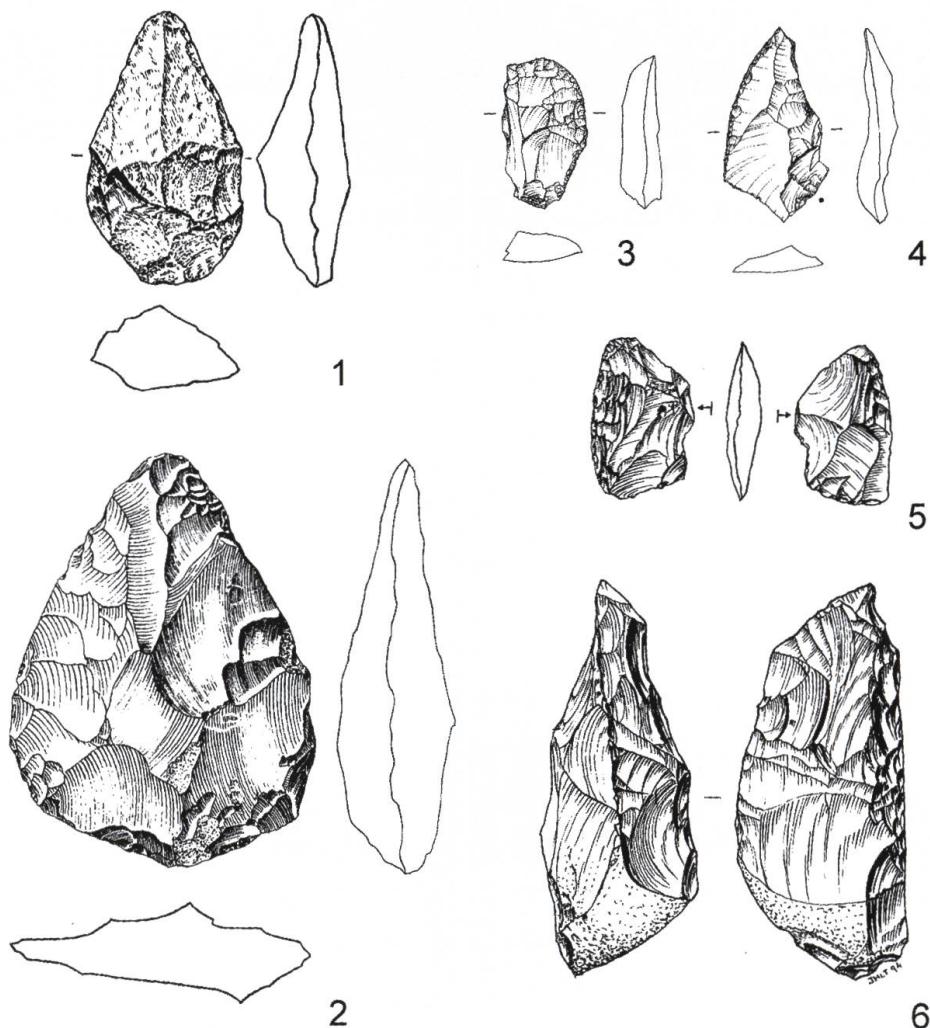
Zu Abbildung 1

Neandertaler am Hochrhein

Nur wenige Regionen in der Schweiz und in Baden-Württemberg bergen so viele Fundstellen der Neandertaler- und noch älterer Zeiten wie das Hochrheingebiet. Hier existieren besonders gute Erhaltungsbedingungen. Weite Flächen blieben vor der Erosion durch Gletscher und Flüsse verschont.

In Luttingen, Murg und Bad Säckingen, in Stein, Wallbach und Zeiningen, in Magden und Karsau fand man Werkzeuge aus dieser Zeit.

Die am besten erforschte Fundstelle ist diejenige von Murg-Kalvarienberg. Sie liegt in einer ehemaligen Lehmgrube. Daher konnten hier die Funde in eine Schichtabfolge eingeordnet und ihr Alter bestimmt werden. Tier- und Pflanzenreste erlauben eine Rekonstruktion der Umwelt und der Jagdbeute.



Werkzeuge der Neandertaler aus Zeiningen CH (1), Bad Säckingen DE (2–4) und aus Magden CH (5, 6). (Nach Jean-Marie Le Tensorer 1998 und Reto Jagher/Christian Maise 1995)

Wir stehen am Südrand des Dinkelberges und blicken rheinaufwärts zum Cheisacher, Schynberg und Frickberg. Eine Neandertaler-Sippe hat ihr Lager bezogen und verrichtet allerhand tägliche Arbeiten. Die Gegend hier wird gerne und oft aufgesucht, denn bei den Stromschnellen am Rhein drunten befinden sich die besten Fischgründe weit und breit. Es ist doch viel einfacher, am Rhein zu fischen als ein (scheues) Wollnashorn oder Wildpferd zu erlegen. – Holz ist rar, aber fürs Überleben ebenso unentbehrlich wie die wärmenden Fellkleider und Stiefel. Auf den Jurahöhen im Hintergrund liegt schon Schnee. Nur mit grosser Anstrengung und Fürsorge werden der Sippenälteste und ein etwas kränkliches Kleinkind den bevorstehenden Winter überleben.

Abb. 1: Neandertaler am Hochrhein.
(Bild: gezeichnet von Joseph Schelbert, Olten CH)





Abb. 2: Laufenburg CH,
Schimmelrych.
Römische Schöpfgefässe und Siebe
in Fundlage.
(Bild: Kantonsarchäologie Aargau,
Brugg CH)

wärmere Gefilde und kältegewohnte Stämme rückten nach. Wurde es wieder wärmer, setzte eine umgekehrte Entwicklung ein. Nach und nach verstanden es die Menschen, immer kältere Gebiete zu besiedeln. Kleidung, Behausung und Jagdtechniken wurden perfektioniert (Abb. 1).

Landwirtschaft

Getreide bildet seit etwa 5000 v. Chr. die Grundlage der Ernährung in Mitteleuropa. Es ist relativ leicht anzubauen, bringt ordentliche Erträge und kann vor allem als Wintervorrat aufbewahrt werden.

Allerdings war der Getreideanbau nicht auf Anhieb erfolgreich. Missernten bedrohten immer wieder das Leben der frühen Bauern. In Zeiten schlechter Ernten griff man, wo immer möglich, auf das Jagen und Sammeln zurück. Da aber die wildbeuterische Wirtschaftsweise rund zehnmal weniger Menschen ernähren kann als einfacher Ackerbau, waren die Möglichkeiten, Einbussen bei der Getreideernte zu ersetzen, sehr begrenzt.

In den ersten Jahrtausenden wurden die Felder und Gärten ausschliesslich von Hand bearbeitet. Nach 3000 v. Chr. setzten sich Pflug und Wagen durch. Grössere und weiter vom Dorf

entfernte Felder konnten jetzt bestellt werden. Damit wuchsen die Erträge, mit ihnen aber auch die Abhängigkeit von Ackerbau und Viehzucht.

Wiesen und Grünland, die heute die Landschaft prägen, entstanden erst im 2. Jahrtausend v. Chr. Bis in die spätkeltische Zeit, aus der die ältesten Sensen stammen, wurde das Getreide ausschliesslich mit kleinen Sicheln geerntet. Die hochentwickelte keltische Landwirtschaft erfuhr in der Römerzeit mit weitgehend unveränderten Techniken ihre Fortsetzung. Es wurden grössere Tierrassen gezüchtet und möglicherweise auch ertragreichere Getreidesorten angebaut. Nur wenige neue Fruchtsorten und Tierarten wurden eingeführt. Die Alamannen machten sich die römische Landwirtschaft im Wesentlichen zu eigen. Spätestens seit dieser Zeit wird im Sommer Heu gemacht und für die winterliche Viehfütterung aufbewahrt.

Essenszubereitung

Nüsse und Samen, Früchte und Wurzeln, Fleisch und Fisch bildeten die Ernährungsgrundlage vor Einführung der Landwirtschaft. Fleisch wurde gebraten, Samen vielleicht geröstet. Kochen war nur in wassergefüllten Leder-

Abb. 3: Laufenburg CH,
Schimmelrych. Römische Siebe und
Schöpfgefässe nach der Bergung.
(Bild: Kantonsarchäologie Aargau,
Brugg CH)



beuteln möglich, in die man heiße Steine warf. Dieses Verfahren wurde später auch noch in Keramiktöpfen der Stein- und Bronzezeit angewandt. Die dafür benutzten Hitzesteine sind ein fast untrügliches Anzeichen für bronzezeitliche Siedlungen im Fricktal.

Mit dem Ackerbau tauchen zwei der wichtigsten archäologischen Fundgruppen auf: Keramik diente als Vorrats-, Koch und Essgefäß, und auf Mahlsteinen wurde Getreide gemahlen. Bis in die spätkeltische Zeit waren es Mahlplatten, auf denen ein Läuferstein hin und her geschoben wurde. Dann wurde die rundlaufende Mühle erfunden – zunächst nur für den Handbetrieb, seit der Römerzeit aber auch im Grossformat und mancherorts schon durch ein Wasserrad angetrieben. In Backöfen wurde Brot gebacken, und es wurden Früchte und Samen getrocknet und damit haltbar gemacht. Aus Honig wurde Met, aus Getreide Bier gebraut. Wer es sich leisten konnte, trank importierten Wein (Abb. 2 und 3).

Handwerk

Werkzeuge, Geräte, Waffen und Haushaltsgegenstände waren über Jahrtausende ausschliesslich aus Holz, Stein, Knochen, Leder, Sehnen und Pflanzenfasern hergestellt worden. Die

dafür notwendigen Techniken lernte jedes Kind. Sie waren zum Überleben notwendig. Ohne Zweifel konnten die einen bessere Bögen schnitzen und die andern bessere Pelzjacken nähen. Innerhalb der Familie oder einer grösseren Gemeinschaft bestand daher sicherlich eine Art Arbeitsteilung. Dennoch war man auf diese Spezialisten nicht unbedingt angewiesen. Auch die Herstellung von Keramiktöpfen und von Steinbeilen erforderte keine aussergewöhnlichen Fähigkeiten.

Dies änderte sich erst mit dem Beginn der Metallurgie im vierten Jahrtausend v. Chr. Kupfer hat einen sehr hohen Schmelzpunkt (1083 °C). Es zu schmelzen und zu giessen, erforderte daher besondere Kenntnisse. Entsprechendes gilt für die Bearbeitung von Bronze und später Eisen. Die Schmiede verfügten damit über eine Art Geheimwissen, das ihnen innerhalb der Gesellschaft eine besondere Stellung bescherte. Seit der keltischen Zeit sind praktisch alle Handwerkzeuge vorhanden, die das tägliche Leben bis ins 20. Jahrhundert hinein prägten. Wie bei Verwaltung, Handel und Verkehr ist in der Römerzeit auch im Handwerk eine Intensivierung und Spezialisierung fassbar. Diese Differenzierung in zahlreiche Berufe geht mit dem Ende des Römischen Reichs wieder weitestgehend verloren.

Abb. 4: Gipf-Oberfrick CH, Allmentweg. Ⓛ

Holzpfähle markieren die Pfostenstellungen eines im Jahre 2002 entdeckten und freigelegten mehrschiffigen Gebäudes von 14 × 24 Metern aus dem Frühmittelalter. (Bild: Kantonsarchäologie Aargau, Brugg CH)

Behausung

Die Menschen sind Geschöpfe der tropischen Savanne. Wenn sie sich nicht vor Kälte und Nässe schützen, können sie in Mittel- und Nordeuropa nicht überleben. Als Faustregel gilt, dass Menschen ohne Feuer und Kleidung nur überleben können, wenn es nicht kälter ist als im Mittel 10 °C. Heute wäre das hierzulande die Periode von Anfang Mai bis Anfang Oktober, und in Europa könnten allenfalls Südspanien, Sizilien und Kreta ganzjährig bewohnt werden.

Vor gut 1,5 Millionen Jahren lernte Homo erectus, der aufrechtgehende Mensch, das Feuer zu beherrschen. Diese frühe Menschenart ist es auch, die erstmals den afrikanischen Kontinent verlässt und sich über Asien und Europa ausbreitet. Hütten und Windschirme sind ab dieser Zeit vorauszusetzen. Man wird sie gelegentlich auch unter Felsüberhängen wie dem Bönistein oder in Höhleneingängen aufgestellt haben, um besser vor Regen geschützt zu sein, doch waren Höhlen, entgegen einer verbreiteten Ansicht, äusserst selten und auch dann meist nur für kurze Zeit bewohnt. Windschirme und Hütten wurden auch noch von den Neandertalern errichtet. Erst vom Homo sapiens sapiens, unserem direkten Vorfahren, wurden im Laufe des Jungpaläolithikums Zelte entwickelt, die von Lagerplatz zu Lagerplatz transportiert werden konnten.

Mit dem Beginn des Neolithikums vollzog sich ein radikaler Wandel. Statt kleinen leichten Zelten und Reisighütten wurden jetzt grosse, massive Häuser errichtet. Alle vorgeschichtlichen Gebäude sind in unserer Region aus Holz und Lehm gefertigt. Gedeckt waren sie

mit Stroh, Schilf, Rinde oder Schindeln. Mit Längen von häufig über 30 Metern bei einer Breite von 6 bis 8 Metern gehören bereits die Langhäuser der Bandkeramischen Kultur der Zeit vor 5000 v. Chr. zu den grössten vorgeschichtlichen Bauten. Etwa 1000 Jahre lang blieben diese Langhäuser üblich. Dann brachte ein radikaler Wandel in den Lebensgewohnheiten auch eine veränderte Siedlungsweise und neue kleinere Häuser mit sich.

Vor allem aus den Pfahlbauten, den an den Seen erhaltenen Ufersiedlungen kennt man die kleinen leichten Häuschen. Häufig wurden ganze Dörfer innerhalb weniger Jahre aus dem Boden gestampft. Wenn die ganze Dorfgemeinschaft mithalf, war ein Haus innert drei, vier Tagen aufgebaut. Die Häuser hielten aber auch kaum eine Generation lang. Zerfielen sie, errichtete man in der Nähe ein neues Dorf. Das uns heute so wichtige Bauen für Generationen spielte offensichtlich keine Rolle.

Eine dauerhafte Bauweise mit Kalksteinmauern oder Fachwerk auf gemauertem Sockel pflegten erstmals die Römer. Neben der römischen Stadt Augst und dem Vicus, dem Strassendorf von Frick, existierten in unserer Region fast nur Villen, d. h. einzeln liegende Gehöfte. Von den meisten Orten am Hochrhein ist eine solche Villa bekannt. Diese Villen umfassten häufig auch die Wohngebäude von Landarbeiterfamilien.

Mit dem Ende der römischen Herrschaft, mit der Einwanderung der Alamannen aus dem Norden und Nordosten, kehrte man wieder zur Holz- und Lehmbauweise zurück. Wie schon in der Vorgeschichte wurden Holzbalken in die Erde eingegraben, darauf das stroh- oder schindelgedeckte Dach abgestützt und die



Wände aus Flechtwerk mit Lehm bewurf eingezogen. Von solchen Häusern finden die Archäologen nicht mehr als die Standspuren der Pfosten, die Pfostengruben. Da diese sich kaum vom umgebenden Erdreich unterscheiden, bedarf es sorgfältigster Arbeit und grossflächiger archäologischer Ausgrabungen, um Hausgrundrisse zu erkennen. Demgegenüber sind die römischen Mauern selbst vom Bagger aus zu erkennen. So verwundert es nicht, dass in der Region den zahlreichen römischen Villen bisher nur ein einziges vorrömisches Haus und nur ganz wenige frühmittelalterliche Häuser gegenüberstehen (Abb. 4).

Kleidung/Aussehen

Aussehen und vor allem Kleidung von *Homo erectus* und Neandertaler sind weitgehend spekulativ. Bei den Neandertalern ist aber davon auszugehen, dass sie sich zumindest in der kal-

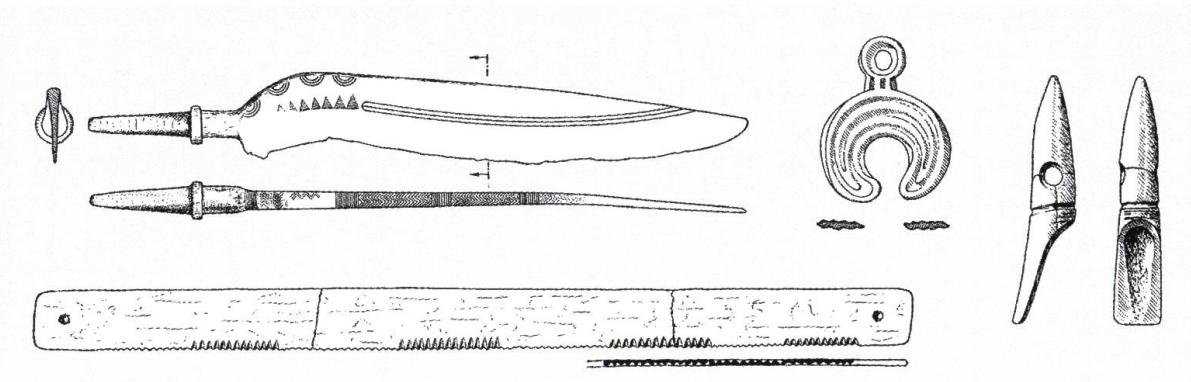
ten Jahreszeit mit Fellumhängen vor der Kälte schützten. In einem Grab der jüngeren Altsteinzeit hat man Reihen von Perlen gefunden, die auf einem Kittel und einer Mütze angenäht gewesen waren. Ein noch deutlicherer Hinweis auf Kleidung sind die zahlreichen feinen Nähnadeln aus Knochen, die von vielen Fundstellen bekannt sind. Die Kleidung dürfte am Ende der Eiszeit kaum weniger entwickelt gewesen sein als etwa bei Eskimo oder Waldland-indianern im 20. Jahrhundert.

Stoffreste sind in grösserer Zahl aus den jungsteinzeitlichen Feuchtbodensiedlungen, den Pfahlbauten des Alpenvorlands bekannt. Diese Stoffe sind so fein wie die Leintücher unserer Grosseltern. Fadenstärken von unter einem Millimeter waren die Norm. Hergestellt wurden die Fäden auf Handspindeln, dünnen, etwa 20 cm langen Stöckchen, auf die als Schwungrad ein Spinnwirbel, häufig aus gebranntem Ton, gesteckt war. Auf einfachen

Ein versunkenes Dorf auf der ehemaligen Säckinger Rheininsel

Die geschützte Lage auf der ehemaligen Rheininsel von Säckingen hatte man schon in der späten Bronzezeit, um 1000 v. Chr., zu schätzen gewusst. Im Bereich der mittelalterlichen Stadt lag eine Siedlung von mindestens 300×100 m – für damalige Verhältnisse aussergewöhnlich gross. Fischerei und Handel spielten sicherlich eine grosse Rolle.

Das Dorf hatte jedoch nur wenige Jahrzehnte Bestand. Dann wurde es immer häufiger vom Rhein überschwemmt und musste auf das Festland verlegt werden.



Bad Säckingen DE, Schlosspark, Messer, Säge und Anhänger aus Bronze, Harpune aus Knochen.
Masstab 1:3. (Nach Egon Gersbach 1968/69)

Gewichtswebstühlen wurde dann aus den Fäden Stoff gewoben.

Das Standardgewand für Frauen und Männer war ein röhrenförmiges Kleid, in das man hineinschlüpfte und das an den Schultern verschlossen wurde. Um die Hüfte konnte ein Gürtel geschlungen werden. Über dem Peplos, wie es in der Forschung mit seinem altgriechischen Namen genannt wird, trug man einen Umhang, ein Tuch oder einen Mantel. In der keltischen Zeit trugen ihn die Frauen über dem Kopf, die Männer über den Schultern. Gegen den Regen schützte ein Fransenumhang aus Gras, Stroh oder Bast. Fell- und Lederkappen waren schon in der Altsteinzeit in Mode. In der Jungsteinzeit kamen Fransenkappen aus Bast hinzu, und die frühen Kelten trugen flach kegelförmige Chinesenhüte aus Birkenrinde und breitkrempige flache Lederhüte. Die ersten Beschreibungen vom Aussehen keltischer Männer gab der Griechen Diodor um 100 v. Chr.: *Sie tragen auffällige Kleidungsstücke: Hemden in verschiedenen Farben mit Blumenmustern und lange Hosen, die sie Brakas nennen. Darauf*

hängen sie sich gestreifte Mäntel mit einer Schulterfibel, im Winter flauschige, im Sommer glatte, die mit einem dichten und bunten Würfelmuster verziert sind.

Mit der Römerzeit änderte sich die Kleidung grundlegend. Genagelte Schuhe ersetzten die weichen Leder- und Bastlatschen. An die Stelle des Peplos trat die Tunika, ein knie- bis knöchellanges Kleid mit Ärmeln. Sie blieb im Prinzip bis heute in Gebrauch. Die Toga, das kompliziert gewickelte römische Festtagsgewand, war besonderen Anlässen vorbehalten. Sie zeigt eindrücklich, wie wenig an der Kleidung genäht werden musste. Wickeln und Binden reichte häufig aus. Die römische Kleidung wurde auch von den Germanen jenseits der Grenze übernommen, sodass sich mit dem Ende des Römerreichs nur wenig änderte. Die alamannischen Frauen trugen die Tunika und darüber einen Umhang, die Männer zu den Hosen eine Tunika und darüber gelegentlich einen Mantel. Beide Geschlechter gingen in einfachen Lederschuhen über Wickelgamaschen.

Gesundheit und Krankheit

Wie historische Berichte zeigen, grässierten immer wieder Seuchen. Im Jahr 165 n. Chr. wurde im Zuge der Partherkriege eine Seuche aus dem Orient eingeschleppt, Pocken oder Flecktyphus. Seuchenzüge wie die Pest im Mittelalter, die ein Drittel der europäischen Bevölkerung tötete, dürften aber kaum vorgekommen sein, da Seuchen sich bevorzugt dort ausbreiten, wo viele Menschen unter wenig hygienischen Bedingungen dicht beieinander leben, das heißt in Städten oder in Heeren; beides gab es kaum vor der Römerzeit.

Krankheiten sind schwer nachzuweisen. Den Archäologen stehen nur Knochen zur Untersuchung zur Verfügung. Infektionskrankheiten hinterlassen hier kaum Spuren. Sie führen zu rasch zum Tode. Erkennbar am Knochen sind meist nur längerfristige Erkrankungen und dann auch nur solche, die die Knochen angegriffen haben. In erster Linie sind dies

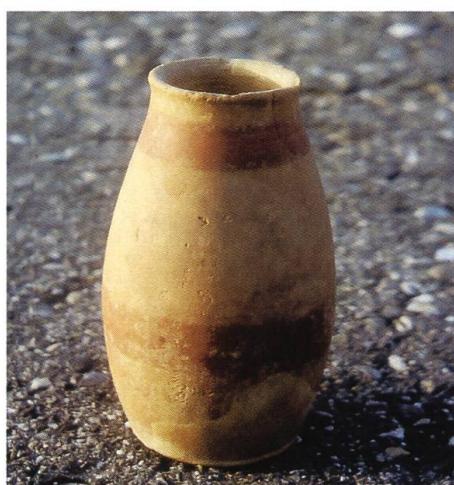
Zahnkrankheiten. Schon die Jäger der Altsteinzeit waren von Karies geplagt, aber mit dem Übergang zu kohlehydratreicher Getreidekost ging die Karies-Rate sprunghaft nach oben. Sie erreichte aber noch längst nicht das heutige Niveau. Am Knochen sind häufig Unfälle und Kampfverletzungen erkennbar, manche verheilt, manche nicht. Knochenabrieb an den Gelenken, Arthritis, zeugt von der hohen Arbeitsbelastung der Bauern. Besonders scheußlich sind Krebserkrankungen, die zu Wucherungen im Knochen führten. Aber auch das gab es bei diesen Naturmenschen.

Läuse und Flöhe, aber auch Würmer und andere Endoparasiten haben die Menschen bis in die Neuzeit hinein geplagt. Die schönen feinen Eibenthalzkämme der Pfahlbauten erscheinen vor diesem Hintergrund in ganz neuem Licht, und an römischen Holzkämmen hat man jüngst tatsächlich unter dem Mikroskop Läuse entdeckt.

Spätkeltische Vase von Riburg

Merkwürdig spärlich bleiben die archäologischen Zeugnisse der späten Kelten. Von Raurikern, Helvetiern und Sequanern sind kaum eine Hand voll Münzen und einige Tonscherben bekannt.

Immerhin zeigen sie an, dass sich die Siedlungen entlang des Rheinlaufs aufreihen. Das schönste Fundstück ist eine 14,5 cm hohe Vase, weiß und rot bemalt, die beim Bau des Kraftwerks Riburg-Schwörstadt zum Vorschein kam.



*Keltische Vase
von Riburg CH.
(Bild: Werner Brogli,
Möhlin CH)*

Das römische Frick

Bis ins dritte Jahrhundert bestand in Frick CH eine Villa, ein Gutshof. Er wurde in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts im Zuge der innerrömischen Auseinandersetzungen oder durch Germanen zerstört.

Die Grenze des Römischen Reichs wurde an den Hochrhein zurückverlegt. Damit war Frick von militärischem Interesse. Unter Kaiser Konstantin wurde im Bereich der kaum noch sichtbaren Ruinen der Villa eine kleine militärische Anlage errichtet. Unter der Besatzung dieser Anlage befanden sich bereits Germanen in römischen Diensten. Während des Magnentius-Aufstands wurde der Posten zerstört. Unter Valentinian, der auch die zahlreichen Wachtürme am Rhein errichten liess, wurde auf dem Fricker Kirchhügel durch Soldaten aus Kaiserangst eine kleine Befestigung gebaut.



*Bronzebüste eines Silens in einem Blätterkelch. Das Figürchen war als Verzierung an einem dreibeinigen Tischgestell angebracht.
Masstab 1:1. (Nach Martin Hartmann/David Wälchli 1989)*

Eine echte Fundgrube für die Parasitologen sind die Pfahlbauten. Unter Luftabschluss blieben hier Parasiten erhalten, die anderswo längst verschwunden sind. Tatsächlich finden sich hier so viele und so verschiedene Würmer, dass die Fachleute davon ausgehen, dass in manchen Pfahlbauten die ganze Bevölkerung mit von Würmern aufgeblähten Bäuchen herumgelaufen sein muss. Die Pfahlbauten mit ihrer dichten Bebauung und dem modrigen Untergrund sind sicherlich nicht repräsentativ für alle Siedlungen, doch dürfte der enge Kontakt zwischen Mensch und Tier und der Mangel an Hygiene sicher immer wieder zu einem Befall durch Parasiten geführt haben. Eine Ausnahme könnten die römischen Ansiedlungen gebildet haben. Die Städte verfügten über eine ausgeklügelte Frischwasserversorgung und Abwasserentsorgung. Selbst der kleinste Gutshof hatte sein eigenes Badegebäude.

Sicherlich verfügten die Menschen über ein profundes, in Jahrtausenden erworbenes Wissen über Heilkräuter. Sie dürften vor allem zur Behandlung von Verletzungen eingesetzt worden sein. Heilung von Krankheiten war aber primär eine religiöse Angelegenheit. Durch Opfer versuchte man, höhere Mächte günstig zu stimmen. Priester und Schamanen waren dafür zuständig, die Ursache oder den Verursacher der Krankheit herauszufinden und die Ordnung im Körper wieder herzustellen. Die Römer verfügten über ein umfangreiches Operationsbesteck. Dieses diente überwiegend zur Behandlung von Wunden. Aus der nachrömischen Zeit sind Beinprothesen und eiserne Bruchbänder bekannt.

Hat ein Neugeborenes heute Aussichten, im Durchschnitt über 75 Jahre alt zu werden, so waren es in der Ur- und Frühgeschichte im Allgemeinen 20 bis 30 Jahre. Diese Durch-

schnittsziffern sind aber alles andere als repräsentativ. Was die Lebenserwartung senkte, war vor allem die hohe Säuglingssterblichkeit. Nicht selten starben in einer Familie drei von fünf Kindern kurz nach der Geburt. Auch wenn die anderen beiden fünfundseitig Jahre alt wurden, bedeutet das eine durchschnittliche Lebenserwartung von rund dreissig Jahren. Wer die riskanten ersten Lebensjahre überlebte, der hatte gute Chancen, ein respektables Alter zu erreichen. Eine zweite wichtige Todesursache waren Infektionskrankheiten, die einen jederzeit aus dem Leben reissen konnten. Alters- und Geschlechtsverteilung müssen meist anhand der Knochen derjenigen Personen bestimmt werden, die auf Gräberfeldern beigesetzt wurden, und das sind längst nicht alle. Die grösste Lücke besteht bei den Säug-

lingen. Kinder unter einem bestimmten Alter, häufig drei oder vier Jahren, wurden oft nicht regulär bestattet. Möglicherweise liegt diesem Verhalten eine Einstellung zu Grunde, die sich heute noch in manchen Gesellschaften mit hoher Säuglingssterblichkeit findet: Kinder werden erst ab einem bestimmten Alter als Menschen angesehen, sicherlich auch ein emotionaler Schutz beim häufig erlebten Verlust eines Kindes. In den seltenen Fällen, wo auch Säuglinge bestattet wurden, sieht man, dass selbst in der als hochentwickelt geltenden Spätbronzezeit (ca. 1000 v. Chr.) noch Zustände herrschten, wie sie heute für die einfachsten Bauergesellschaften auf unserer Erde gelten: Säuglingssterblichkeit und Infektionskrankheiten drücken das Durchschnittsalter auf 18 bis 20 Jahre.

Literatur

Siehe Literaturliste im Beitrag von Christian Maise und Werner Brogli im ersten Kapitel (Landschaft).

